

Henry de Montherlant, der letzte Ritter

Autor(en): **Rieger, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Henry de Montherlant, der letzte Ritter

von Erwin Rieger

Merkwürdig spät in unsrer alles Fremdländische rasch erprobenden und nicht minder rasch wieder verwerfenden Zeit tritt nun auch Montherlant mit seinem Meisterwerk in deutschem Sprachgewand vor uns hin. Merkwürdig lange haben unsere sonst so eilfertigen Übersetzer, unsere den westlichen Literaturen hörigen Verleger gezaudert. Henry de Montherlant – um Gottes willen, wer ist denn das? Ein Aristokrat, ein Graf, ein reaktionärer, ein katholischer Dichter, ein Schüler des Chauvinisten Barrès. Seine Bücher? – Verherrlichungen des Krieges, der körperlichen Kraft, des Sports, aller heroischen Ziele einer neuen Generation. Und all das mit einem beinahe peinlichen Zusatz von Roheit und Pose. Hat er nicht in seinen *Bestiaires* das Spanien der Stiergefechte verherrlicht? Ja, hat er nicht vor ein paar Jahren in einem «Offenen Brief» an keinen Geringeren als Romain Rolland diese frech-verwegenen, diese beispiellos hochmütigen Worte gerichtet: «Es bedarf keiner besonders regen Phantasie, um eine Lage zu ersinnen, in der es meine Pflicht werden könnte, Sie füsilieren zu lassen...»? Weil er auf keine glatte Formel gebracht werden konnte, weil er nicht so leicht zu fassen ist wie die vielen anderen, weil er keiner literarischen Gruppe angehört, ist man bei uns an diesem Montherlant so ungebührllich lange vorbeigegangen. Nun aber bringt der Insel-Verlag, Leipzig, seine *Tiermenschen* in der Übersetzung von Hans Kauders heraus; er erwirbt sich dadurch um die zeitgenössisch französische Dichtung unstreitig eines seiner größten Verdienste.

Bestiaires, *Tiermenschen*: so nennt Montherlant zusammenfassend die Picadore, die Matadore, die Toreros, kurz alle, die sich in Spanien aktiv mit den Stiergefechten befassen. Freilich, nicht er hat dieses Spanien für die französische Literatur entdeckt: Seit Mérimée, seit Théophile Gautier ist es gleichsam eine ihrer Provinzen, und seit mehr als einem halben Jahrhundert läßt Carmen auf allen Opernbühnen der Welt Don José wegen Escamillo im Stich. Aber kein einziger französischer Dichter vor Henry de Montherlant hat dieses Spanien, dieses Andalusien, dieses Sevilla der Corridas so von innen heraus gesehen. Keiner ist, wie er, als siebzehnjähriger Jüngling dem Stier

persönlich in der Arena entgegengetreten. Keiner aber hat vor allem so tief die geheimen und geheimnisvollen Bezüge der Stierkämpfe zu den Mysterien des Mithrakults, zu den antiken Mittelmeerkulturen, ja zum katholischen Dogma aufgespürt.

Alban de Bricoule (der durch die Mehrzahl seiner Bücher geht und in dem Montherlant immer wieder sein eigenes Porträt entwirft) verbringt nach einem Sturz vom Pferd und geistiger Überanstrengung in der letzten Mittelschulklasse seine Erholungsferien in Spanien. Er ist ein junger Herr aus großem Haus, im katholischen Glauben aufgewachsen, anderseits durch Neigung, Bildung und Geblüt schwärmerisch der römischen Antike verfallen. In Madrid nun, besonders in Sevilla, hat er aber weder Sinn für die Kunstschatze, noch für die Denkmäler der Vergangenheit, oder doch nur insoweit sie sich irgendwie auf den Stier und die Stiergefechte beziehen. Wie er an diesen Stiergefechten vorerst bloß als Zuseher teilnimmt, wie er sich dann selbst zu jenem Stierkampf vorbereitet, dessen grandiose Schilderung die beiden letzten Kapitel des Romans bis zum Rande füllt – eine Schilderung, an die nur etwa jene des Pferderennens heranreicht, die uns Tolstoi in *Anna Karenina* geschenkt hat –, wie gleichzeitig Albans Adoleszentenliebe zur kapriziösen Soledad, der Tochter seines väterlichen Freundes, des Herzogs de la Cuesta, sich anspinnt, steigert und dann wieder verebbt, das ist das Gerüst der äußeren Handlung vor einem Hintergrund von einer Farbenpracht und einer Klarheit der Linienführung, die kein anderer der jungen Franzosen des heutigen Frankreich auch nur annähernd erreicht. Selbst in der Übersetzung noch schimmert dieses glühend Dichterische allenthalben durch das verdeutschende Wort. Aber mehr als all dies, mehr als der meisterliche Griff, mit dem Montherlant seine Gestalten formt, seine Szenen baut, seinen Leser packt, gelten die tiefen Bezüge, von denen vorhin die Rede war. Groß macht dieses Buch erst, daß Alban das Gefecht als eine geheimnisvolle Opferhandlung auffaßt, daß er den Stier, den er bekämpft und tötet, zugleich haßt und liebt, daß er ihn zu seinem Gott erhöht und im Kampf gegen ihn, im Siege über ihn selbst zum Gott wird. Groß macht diesen Roman erst diese kühne, auf uraltes Glaubensgut gegründete, dabei höchst modern gesehene Mythologie, die in dem unerhörten Epilog des Buches gipfelt: Hier fügt sich das Heute, überzeitlich gedeutet, in den ewigen Kreislauf der Jahrhunderte, der Jahrtausende ein.

Der ganze Montherlant ist in diesem Buch, dieser Montherlant, der, erst dreiunddreißig Jahre alt, in Frankreich längst seine Legende besitzt. Sein Jugendfreund J. N. Faure-Biguët hat ihn einen Renaissance-menschen genannt,¹⁾ Etienne Burnet hat ihn (in dem Essay « Montherlant et les Mystères », dem Tiefsten, was über den Dichter bisher geschrieben wurde)²⁾ in seinem Lebenshunger, seiner Sucht nach Wissen und Genuß, seiner Menschenkenntnis, seiner hohen Berufung mit dem jungen Tolstoi verglichen. Wie Tolstoi ist er aber auch im schönsten Sinne ein Aristokrat, ein Herr. Er ist der letzte Ritter der französischen Literatur. Er schreibt, was ihm beliebt, und er schreibt es, wann es ihm beliebt: Er kann sich's leisten, unabhängig zu sein. Er schreibt, was er schreiben muß, ohne Rücksicht, ob es den andern paßt. Er lebt jenseits der literarischen Cliques, des « Betriebes ». Er erlebt das Leben; ob er das Erlebnis dann aber formen wird, das ist freilich eine andere Frage: Er vermag auch zu schweigen.

Er ist ein Mensch in seinem Widerspruch. Aber er ist ein ganzer Mensch, und das macht ihn groß. Er ist stolz auf seinen Namen, auf sein Wappen, auf sein Blut, gewiß. Aber andererseits hat doch auch kein zweiter mehr Herz für die kleinen Leute. Er tötet die Stiere, ja er stürmt als grausamer Matador durch sein eigenes Leben und das der andern. Aber keiner liebt doch verschämter und zärtlicher das Getier, die Kinder und Frauen. Er schlägt Wunden und wühlt im Blut. Aber keiner spürt wie er die zartesten Dinge. Er preist die Kraft des Körpers, er verkündet das neue Heidentum des schönen Leibes, er betreibt jeden Sport. Aber er ist doch so klug und geistreich wie kaum ein zweiter. Er ist ein unbedingter Sohn seiner Zeit. Aber wenige sind wie er in allen Zeiten und Kulturen zu Hause. Keiner unter den jungen Dichtern Frankreichs hat eine gleich gediegene klassische Bildung.

Und vor allem: Keiner war gleich schonungslos aufrichtig gegen sich selbst. Keiner vor ihm hat sich mit gleicher Klarheit in seinen kleinen Momenten gesehen. Keiner weiß besser als er um das eigene Herz und seine Schwächen, um die eigenen Sinne und ihre unerschöpfliche Gier. Keiner tut den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen vor uns öfter als er. Falsche Scham ist ihm fremd. Dieser Mutige bekennt jede Sekunde seine Feigheit, dieser Hochgesinnte beichtet die niedrigsten Verlockungen des Triebes. Denn in allen Dingen des Lebens und der Kunst sucht er nur eines: Wahrheit. Alban hat seit den

¹⁾ *Montherlant, homme de la Renaissance*, Plon, Paris.

²⁾ In *Essences*, Editions Seheur, Paris.

Tiermenschen einen weiten, einen gefährlichen Weg zurückgelegt: Montherlants Bücher unterschlagen keine dieser Etappen. Er selbst hat die Altäre seiner ersten Jugend zum großen Teil umgestürzt. Er verbirgt es nicht. Selbst den innerlichen Bruch mit seinem Meister Barrès gesteht er blutenden Herzens, und gerade das hat man ihm zum bittersten Vorwurf gemacht.

Aber er darf all das wagen, denn in allem Auf und Ab solch bewegten Daseins bleibt er sich doch stets seines Herrentums bewußt. Ihm ist unfehlbar die magische Grenze gezogen, die er nie überschreiten wird. Alles ist von ihm zu erwarten, nur eines nicht: das Gemeine. Selbst wenn er einen Gegenspieler visiert, wie etwa Rolland in jenem vorhin zitierten Satze, senkt er doch vor dem absoluten geistigen Wert der Erscheinung den Degen.

Er ist der männlichste Dichter des heutigen Frankreich, aber, vielleicht gerade deshalb, im Innersten immer noch auch ein Knabe. Wie ein übermütiges Kind setzt er selbst stets die Karikatur neben sein Porträt. Und er wäre kein Mann der Tradition, er wäre kein Franzose, liebte er nicht die Fiorituren, die Arabesken.

*

Nicht als Würdigung des Werkes und seines Schöpfers, nur als Hinweis können und wollen diese Zeilen gelten.

Denn schon hat dieses Werk sich zu einer stattlichen Zahl von Bänden erweitert, seit Montherlant, nach dem schönen Worte Burnets, den Ruhm wie ein antiker Läufer mit seinem ersten Buch *La Relève du Matin* als ein kaum Vierundzwanzigjähriger gewann. Dieses frühe Buch, von der Académie Française gekrönt, spiegelt noch ganz den katholischen Jüngling. Es ist ein Buch von Kindern und Altären: Alban hat sich das Symbol des Stieres noch nicht entdeckt. Aber heute liegt jener Sevillaner Frühling des Jahres 1913 und der *Tiermenschen* freilich schon in weiter Ferne. Alban zog seither ins Feld und hat, wie mit dem Stier, auch mit dem Krieg Leib an Leib gerungen: Der Roman *Le Songe* aus dem Jahre 1922 legt von diesem siegreichen Kampf gegen das anfangs geliebte Ungeheuer Zeugnis ab. Montherlant hat sodann in seinen beiden *Olympiques* die Ertüchtigung des Leibes gepriesen, er hat die toten Kameraden in seinem *Chant funèbre pour les morts de Verdun* männlich beweint.

Aber vor allem haben ihn während der Nachkriegszeit immer wieder die Länder der Sonne magisch gelockt. Immer wieder, bis zum Spleen,

bis zum Überdruß, ja bis zur Verzweiflung hat er die Gestade des Mittelmeeres bereist. Nach Tunis, Algier und Marokko hat ihn sein heißer Lebenshunger immer wieder getrieben, immer wieder hat er Spanien, das Land seiner Jünglingssehnsucht, durchstreift. Aber wenn die hübsche Soledad und die Stiere der *Tiermenschen* nun längst vergessen scheinen, ja wenn er in seinem letzten Buch *La petite Infante de Castille* etwas ironisch bloß von weit leichteren Siegen berichtet, so ist doch der letzte Ritter in ihm darum gewiß noch lange nicht tot.